

Der frankenbund

Zeitschrift für Heimat- und Volkskunde

Der Beitrag zum Frankenbund beträgt 1937 RM. 4.— und ist bis 1. April bzw. 1. Juli 1937 dem Postfachkonto Nürnberg 30 804 der Hauptgeschäftsstelle Würzburg zu überweisen. Wo eine Ortsgruppe besteht, wird der Bundesbeitrag durch diese eingezogen. Nach § 10 der Satzungen müssen Abmeldungen für das kommende Jahr bis spätestens zum 30. September des laufenden Jahres betätigt sein. Nichtabmeldung gilt als stillschweigende Verlängerung der Mitgliedschaft. — Alle literarischen Beiträge für die Zeitschrift sind an den Schriftwarter Dr. Anton Fries, Würzburg, Randersaderer Straße 26/I, zu senden. Die Rücksendung von unverlangten Beiträgen kann nur erfolgen, wenn das Postgelb beigefügt wird.



Nr. 5

1937

Nimmer heimatlos!

Von Peter Schneider.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Geschichte ist natürlich auch ein Stück Volkstum, und ein sehr wichtiges noch dazu; ich sollte aber in jenen Jahren auf das enger begrenzte Gebiet, das man „Volkstum“ nennt, mit ganz besonderem Nachdruck hingelenkt werden. Anton Dürrwaechter führte in den Jahren 1906 und 1907 eine Neuordnung des Historischen Vereins meiner Geburtsstadt durch; der wichtigste Teil dieser Neuordnung war wohl der, daß der Ausschuß in drei „Sektionen“ eingeteilt wurde, in eine historische, eine prähistorische und eine volkswundliche, und die Leitung dieser volkswundlichen Abteilung samt der Aufsicht über die entsprechenden Sammlungen des Vereins wurde auf Dürrwaechters Antrag mir übertragen, dem jungen Assistenten am Alten Gymnasium. Dürrwaechter hatte eine gute Witterung; er fühlte, daß mir dieses Gebiet nach Herkunft und Neigung besonders liegen müsse; eine Nebenbegründung seines Antrags — ich hör' ihn noch heute sprechen — war die, daß „dieses Gebiet etwas mit der Poesie zusammenhänge“. Innerhalb eines Geschichtsvereins eine Abteilung für Volkskunde einzuführen war damals fast „Modernismus“; aber Dürrwaechter hatte das richtige Gefühl, daß die Geschichtsvereine viel mehr aus der Klamme heraus und mit dem Volk in Berührung kommen mußten als bisher. Die Mitglieder dieser Vereine waren bis dahin im ganzen doch meist nur „die gelehrten Herrn mit die Brill'n“ gewesen, an die „man sich nicht recht herantraute“, wie ein biederer Handwerksmeister einst zu mir sagte; aber welcher Einsichtige, der die Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts überblickte und sah, welche Mächte an die Pforten des Staates pochten — welcher Einsichtige konnte sich des Eindrucks erwehren, daß Gefahr im Verzuge sei?

Ich nahm mich des neuen Amtes mit jugendlichem Eifer an; und ich darf sagen, daß diese Jahre in gewissem Sinn die innerlich beglücktesten meines Lebens gewesen sind. Vorarbeiten für das engere Gebiet, um das es sich handelte, waren nur wenige vorhanden; es galt Neuland zu erobern.

Und ich eroberte mir mein Neuland in immer häufigeren Wanderungen. O selige Zeit! Jedes Dorf wurde mir eine Offenbarung: ich betrat seine Flur und seine Gassen mit gehemmtem Schritt, der in jedem Augenblick zu neuen kleinen Wundern führte. Die Flureinteilung, die Wasserversorgung, die Umwallung, die Dorfanlage, die Kirche und der befestigte Kirchhof, die Bauart der Häuser, die Hofanlage — alles, alles wurde bei jeder Siedlung beobachtet und aufgezeichnet. Und draußen in Wald und Feld — die uralten, vergrastten Wege, die Ringwälle und Biederckschanzen, und die vielen, vielen Martern und Kreuzsteine, die Kreuzigungsgruppen und, an einigen Stellen unseres Gebiets, die Totenbretter — das alles erfüllte mit heiligem Schauer und einem brennenden Wissensdurst zugleich. Und immer flinker fuhr der Zeichenstift über die Blätter des Skizzenbuchs und hielt diese alten Denkmäler samt ihren Inschriften fest. Eines dieser Erinnerungsbüchlein nach dem andern füllte sich. Es war fast Instinkt, daß ich mich damals des Photographierens nicht bediente. Wer Volkstundler ist, muß zeichnen, zeichnen, zeichnen. Nur dann studiert er die Gegenstände wirklich. Nur dann haften sie so in seinem Gedächtnis, daß er sie später in jedem Augenblick bereit hat. Nur dann lernt er auch die Entstehungszeit der volkstümlichen Kunstdenkmäler immer sicherer bestimmen. — Und dann, nach halb- oder dreiviertelsvollbrachter Wanderung, die Labung am Biertisch! Die volkstümliche Rede, der volkstümliche Sprachschatz! Die zögernd auftauchenden, nicht gewaltsam herbeigeholten Sagen und Sprüche! Alles konnte ich von den Leuten erfahren, wenn ich ihnen „die Ehre erwies“, sie in mein Skizzenbuch schauen zu lassen. „Do schau' amol her, Babett; des is des Marterla auf unnern Grundstüd!“ „Jarvoll; und sei' schö'!“ — Was waren mir Bücher, wenn ich in diesem Buche las? Doch freilich, auch das Gedruckte wurde nicht vergessen; und als ich bald merkte, daß schon andere, erlauchte Geister vor mir so oder so ähnlich gewandert waren, faßte mich eine heiße Liebe zu diesen Geistesverwandten, die unsichtbar neben mir herschritten: die Viktor Scheffel, die Ludwig Steub, die Wilhelm Heinrich Riehl und alle die andern; und diese Männer waren jetzt meine hohen Ahnen. Und dann kamen die Auswertungen in Wort und Schrift. Nur an eines sei hier erinnert. Am 27. November 1907 durfte ich den der Öffentlichkeit gegenüber grundlegenden Vortrag halten: Die Volkstunde, ihre Bedeutung, ihre Aufgaben, ihre Wege. Es war das erste Mal, daß in Bamberg über diesen Stoff gesprochen wurde; der Saal des Schützenhauses bis auf den letzten Platz gefüllt; festliche Stimmung; die Ausführungen durch Lichtbilder nach meinen kunstlosen Zeichnungen beleuchtet. — Vor einigen Jahren sagte in Bamberg jemand zu einem Bundesfreund: „Was habt denn ihr schon für Heimat und Volkstum geleistet!“ Der arme Irre war im Jahr 1907 noch nicht einmal geboren.

Allerdings sind auch hier nicht alle Blümenträume gereift; von anderen Hemmnissen abgesehen fiel ja auch über diesen schönen Frühling das entsetzliche Hagelwetter des großen Krieges her und knickte, was zu knicken war. Wir hatten die Katastrophe vorausgesehen und vorausgesagt, und es wäre leicht, dies zu beweisen. Im Jahre 1913 weilte ich mehrere Wochen zu Landstuhl in der Pfalz, wo ein guter alter Freund das Moorbad Sickingen begründet hatte. Auf stundenlangen Spaziergängen mit einigen Herren aus Norddeutschland besprachen wir die Lage, und die einzige Frage, auf die alles immer hinauslief, war die: „Wie lang wird's noch dauern?“

Uns beunruhigte vor allem die amtliche deutsche Politik, oder vielleicht besser gesagt: die überamtliche. Ohne Scheu sprachen diese Angehörigen des größten deutschen Bundesstaates darüber. Wenn früh die Zeitung kam, fragte man sich immer mit Bangigkeit: „Von welcher rednerischen Entgleisung wird wohl heute wieder berichtet werden? Welche Fensterscheiben hat er gestern wieder eingeworfen?“ Man wird es verstehen, daß ich, von allen anderen schrecklichen Folgen eines großen Krieges abgesehen, besonders auch eine Lähmung der Arbeiten auf meinem Gebiet und eine weitere verhängnisvolle Zerstörung von Volkstumsgütern befürchtete. Eine weitere Zerstörung: hiermit bin ich ja bei dem für jeden Volksfreund schmerzlichsten Punkt angelangt. Bei meinen Studien wurde mir sehr bald klar, daß wir Heimatfreunde, wir Volkskundler eigentlich gerade noch zur Aufräumung eines Trümmerfeldes zurechtgekommen waren. Wenn ich heute noch so manches dicke Buch, so manchen gefühlvollen Zeitungsartikel über volkstümliche Ganzheiten oder Einzelheiten, über Brauchtum und Bräuche lese, so sage ich mir: Das ist alles bis auf den letzten Buchstaben wahr, wenn man darüber schreibt: „Es war einmal“. Das deutsche Volk hatte trotz mancher Beeinträchtigungen aus früherer Zeit das Brauchtum im großen und ganzen bis gegen Mitte des neunzehnten Jahrhunderts recht gut bewahrt; aber eben diesem Jahrhundert, dem Jahrhundert der Technik und der Stofflichkeit, war es beschieden, eine wahre Verwüstung auf dem Gebiet des volkstümlichen Kulturerbes anzurichten. Ich schreibe im folgenden Worte nieder, die ich 1937 zu Bamberg sprechen und dann auch in Hilbburghausen und in Meiningen wiederholen durfte. „Der deutsche Bauernstand“ sagte ich damals, „erlag fast auf der ganzen Front dem übergewaltigen Geist des Maschinenjahrhunderts und vor allem der Eisenbahn, die allzu plötzlich, allzu unvermittelt das Dorf in die Nähe der Stadt rückte und es allen ihren Einflüssen öffnete . . . Jetzt holte sich der Bauer aus der Stadt für seinen Hof das Wellblech und die Dachpappe, für den Friedhof das gußeiserne Grabkreuz und die künstlichen Glitterkränze, für den Herrgottswinkel seiner Wohnstube die fabrikmäßig hergestellten kitschigen Farbendrucke, vielfach eingekauft im jüdischen Warenhaus, und ersetzte seine alten, bemalten Truhen, Schränke und Betten, die er oft recht zweifelhaften Händlern ausgeliefert hatte, durch windige Fabrikmöbel; die Frauen und Mädchen aber setzten den städtischen Modesthut über ihre gebräunte Gesichter und hängten Tuchhausschänken um ihren schlanken Leib. Jetzt entstanden auch jene häßlichen Siedlungsgebilde, die weder Dorf noch Stadt sind, und die, damit der Wanderer schon von weitem ihren Geist erkannte, wirklich gut daran taten, auf jeden Ackerstreifen Plakatsäulen zu stellen mit den Inschriften: Osramlampen, B.B.Aral, Salamanderschuhe. — Wer aber vom Land in die Fabrikstadt zog, der ward in kürzester Zeit vollkommen entwurzelt; und kamen der Arbeiter, das Dienstmädchen, der Hausknecht dann und wann zum Besuch in die alte Heimat, so verfehlten sie nicht, die alten Sagen und Märchen als dummen Aberglauben und als Zeugnisse der Rückständigkeit zu belächeln; sie waren ja unterdessen in die richtigen Hände geraten! Gleichzeitig aber bedachte ein Teil der nun sehr zahlreich gewordenen städtischen Ausflügler die sichtbaren Äußerungen des ländlichen Brauchtums in frevelhafter Weise mit schnoddrigen Wizen. Was der Polizeistaat an alten Bräuchen noch übriggelassen hatte, das verkroch sich jetzt in hinterste Winkel.“ Ich füge hinzu, daß auch der Rationalismus, die Übergescheitheit im wirtschaft-

lichen Leben zur Vernichtung beitrug. Noch Friedrich Rückert hatte den Hirsebrei am Vorabend einer Hochzeit als echt fränkischen Brauch gepriesen; jetzt aber — Hirse im 19. Jahrhundert? Kein Stückchen Land mehr für dieses höchst veraltete, unrationelle Getreide! Verschwunden ist der Franken-Hirsebrei, nicht einmal die Erinnerung daran lebt mehr im jungen Geschlecht.

Immerhin, es war ja noch nicht alles verloren, und die Sammlertätigkeit der Männer von der Volkskunde hatte zuweilen das Ergebnis, daß manches, wiederhergestellt und gereinigt, dem Volk zurückgegeben und so von neuem volkstümlich werden konnte. So gelang es mir z. B., das sogenannte Flößerlied auf diese Weise von neuem bekannt zu machen. In dem Jahrzehnt vor dem Kriegeausbruch spielte die Stadt Kronach im Frankenwald eine gewisse Rolle in meinem Leben. Ich kam, auf Grund verwandtschaftlicher Beziehungen, alljährlich zur Sommerzeit dorthin und lernte so den Frankenwald und seine Menschen auf vielen Wanderungen, ganz besonders aber bei dem sommerlichen Freischießen kennen. Dieses Kronacher Schützenfest, so wie es einstens war, ist für mich immer noch das Musterbeispiel eines nicht künstlich gemachten, nicht erkrampfsten, sondern durchaus bodenständigen Volksfestes. Der ganze Frankenwald traf sich da. An irgend einem Tag dieser Augustfestwoche kam jeder Frankenwäldler einmal nach Kronach. Man muß diese Begrüßungen der alten Freunde, dieses Händeschütteln gesehen, miterlebt haben! Und man muß allerdings auch mit den Flözersleuten zum Trunk in den Bierhütten beisammengesessen sein ... Da mein Vetter Heinrich Bleyer eine der bekanntesten Persönlichkeiten des Frankenwaldes war und mit den meisten auf gutem Fuße stand, öffneten sich mir leicht die Gemüter der zum Teil offeneren, zum Teil aber auch recht zurückhaltenden Flößer. Damals lernte ich auch den Meßbachers Alois kennen. Von ihm wäre vieles zu erzählen; eine kleine Geschichte nur möchte ich berichten, die ich als Wandersage auch schon anderenorts habe erzählen hören, die aber nach Lage der Dinge und in Anbetracht der sehr überzeugenden Färbung doch mit höchster Wahrscheinlichkeit ihn zum Helden hat. Der Meßbachers Alois lag in den Julitagen 1866 mit seinen Kameraden bei Kissingen, und weil die Sache noch ziemlich friedlich schien, hatte die Kompanie ihre Gewehre in Pyramiden gestellt und grub, denn man hatte Hunger, aus einem Acker die halbreifen Frühkartoffeln heraus. Plötzlich und sehr unerwartet schossen die Preußen aus der Richtung von Gariß herüber! Alles springt zu den Gewehren, auch der Meßbachers Alois; der stößt den Ladestock in seinen Vorderlader, schießt ihn in der Aufregung zu den Preußen hinüber und schreit: „Ihr Feuertunnerkeil, sechtä (seht ihr) denn net, daß Leut do hüm senn?“ — Mein Zusammentreffen mit dem alten Flößer gestaltete sich alljährlich so: „Jöissäs, der Herr Doktā!“ „Grüß Gott, Mis!“ Bei diesen Worten drückte ich ihm „eine Maß Bier“ in die Hand. „Jöissäs, etz werd's fein!“ Und dann setzten wir uns zusammen; und in einem Jahre habe ich dann mit ihm und anderen, jüngeren Flößern, die zugleich Zieler beim Freischießen waren, den „einwandfreien“ Text des Flößerliedes wiederhergestellt. Wiederhergestellt; es war schon Unsicherheit eingerissen, manches wurde verschieden angegeben. Ich habe dann das Flößerlied selbst öfters in fröhlichem Kreise vorgetragen, es wurde oft verlangt und gern geboten, der Frankenbund hat es dann auch in einer kleinen Sammlung fränkischer Lieder drucken lassen; nachher haben es

andere aufgegriffen — wenn es aber unterdessen, wie ich höre, auch im Rundfunk wiederholt schon gebracht worden ist, nun so erfahre man aus meiner Erzählung, wie dieses Musterbeispiel eines verbkräftigen, eines wirklichen Volksliedes vor dreißig Jahren wieder modern zu werden begonnen hat!

Der große Krieg hat nachher in einem sehr unerfreulichen Sinn das Volkserbe beeinträchtigt. Das Ende, das er nahm, und die Ereignisse, die ihm folgten, öffneten, wie bekannt, einer wahren Schlammslut die Tore. Der internationale Ritsch auf dem Gebiete der Musik und des Bühnenspiels waren geborene Feinde des Volkstums. Andererseits besann sich mancher, da uns jeder äußere Glanz und jede äußere Größe genommen war, gerade auf die Güter der Heimat. Die wirklich Zielbewußten, vom Geist der wahren Volkskunde Besessenen wurden ohnedies von keinem Umschwung in ihrem Streben berührt. Sie waren Volksmänner vor dem Krieg, während des Krieges und nach dem Kriege. Zu diesen gehört Kurat Christian Frank von Kaufbeuren, einer der wirksamsten Volks- und Gesellschaftskundler Deutschlands. Ich erachte es für einen Gewinn, diesen Mann auch persönlich und in seiner Forschungsweise unmittelbar kennengelernt zu haben, und freue mich noch heute, daß ich vor langen Jahren schon für seine eigenartige und unnachahmbare Zeitschrift „Deutsche Gaue“ so manchen kleinen Beitrag aus eigener Forschung liefern durfte. Für den wissenschaftlichen und praktischen Volkskundler gibt es nur eine zweigeteilte Losung: Beobachten, sammeln, schützen, erhalten; und zum Beobachten, Sammeln, Schützen, Erhalten anregen! Wertlos aber ist es, sich daheim hinzusetzen und geistreich auch für dieses Gebiet eine Wissenschaft der Wissenschaft zu schreiben. Das tut nämlich der Deutsche gar zu gern. Vor einiger Zeit wurde mir ein sogenannter Waschzettel zugesandt mit dem Lobpreis eines neuen volkskundlichen Werkes. Darin führt, so hieß es, der Verfasser den Nachweis, worin die frühere Volkskunde gefehlt habe, wieso die Absicht eines W. S. Kiehl überholt sei usw.; demgegenüber werde der einzig wahre Sinn und die einzig richtige Auswertung der Volkskunde jetzt gezeigt ... Mein Lieber! Nimm du den Wanderstab in die Hand, steck dein Skizzenbuch in die Tasche und ein Heft und einen Füllfederhalter dazu; sammle und beobachte draußen — du darfst meinetwegen auch Fragebogen hinauscheiden, die aber auf keinen Fall deine höchst persönliche Forschung ersetzen dürfen — und im Hinblick und Hinweis auf das, was du dir erobert hast, rege andere, rege das Volk zum Schutz seines eigenen Kulturerbes an, indem du ihm die Augen öffnest; dann kannst du dich jeden Abend getrost zur Ruhe legen; dein geplantes geistreiches Werk über den wahren Sinn der Volkskunde — ist dann schon geschrieben!



Es gilt der ewige Grundsatz,

daß dort, wo ein unbeugsamer Wille herrscht,
auch eine Not gebrochen werden kann.